

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 19

Artikel: Heimat
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

12. Mai 1934

Mutter. Von Johanna Siebel.
(Zum Muttertag.)

Was wollen Mutteraugen?
Sie wollen still behüten
Das Kind, dass einst ein Segen
Erwächst aus Frühlingsblüten.

Was wollen Mutterhände?
Sie wollen führen, leiten
Das Kind, bis sicher schreitet
Sein Fuss in eigene Weiten.

Was wollen Mutterherzen?
Ach! Ihnen eingeschrieben
Vom Leben bis zum Tode
Ist: immerdar zu lieben.

Heimat. Erzählung von Jakob Bosshart.

Copyright by Grethlein & Co. A. G., Zürich.

Ein enges Stübchen, wie es die Bauern sich oft neben der Wohnstube einrichten, um für den verborgensten Teil ihres Lebens einen Schlupfwinkel zu haben, wo sie sich mit ihren Gedanken einschließen und ihre spärlichen Briefe aufsetzen, wo sie in eichenem Wandschränkchen ihr Geld aufbewahren, wo auf einem Stuhl die Bibel für ungewöhnliche Stunden bereitliegt. In diesem Stübchen saß hemdärmelig der Tobelbauer Hans Schollenberger, von Gedanken schwer auf den Stuhl niedergedrückt. Er fuhr sich mit den Fingern ab und zu durch den Bart und starrte bald zu den sorgfältig geschlossenen Fenstern hinaus, bald auf einen Brief, der ausgebreitet auf dem abgegriffenen Tische lag.

Er hatte den Brief dreis-, viermal gelesen, und es war nicht aus Mangel an Verständnis, wenn sein Blick immer wieder zu ihm zurückkehrte. Seine Stirne glänzte von Schweiß, so sehr hatte ihm das Stück Papier zugesetzt.

Wie ein Versucher, wie Satan selber, war es an ihn herangetreten, es hatte ihm mit Goldklang ins Ohr geläutet, die Habgier in ihm angefaßt und gegen die Liebe zu seinem Boden geheßt, in ihm einen Streit angezündet, der sein Innerstes aufwühlte.

In dem Briefe bot sich die Regierung an, den Tobelhof zu kaufen, und nannte einen Preis, der über alle Träume des Bauern weit hinausprang. Den Zweck, den sie verfolgte, nannte sie nicht, aber er war kein Geheimnis. Seit langer Zeit hatte man davon gesprochen, den Hof in einen See zu verwandeln und so einen Kraftsammler für ein großes elektrisches Werk zu gewinnen. Der Bauer war also auf den Brief vorbereitet, wurde nun aber doch davon überrascht, ja erschreckt; denn wenn ein Gedanke,

den man lange als Hirngespinnst eingeschätzt und belächelt hat, plötzlich leibhaftig und greifbar sich vor einen hinstellt und einem unverwandt in die Augen glockt, wirkt er unheimlich wie ein Gespenst.

Der Tobelhof lag in einem einsamen, schluchtartigen Tal, rings von schwarzem Tannenwald überdunkelt. Das Haus, aus rotem Fachwerk gebaut, stand hart am Wildbach, der ungestüm vorbeiströmte und nach starken Regengüssen zum Fluß answoll. An das Haus lehnte sich, mit ihm wie zu einem Wesen verwachsen, ein mächtiger Kufbaum, und ringsum standen alte, von den rauhen Wintern knorrig und gichtisch gewordene Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäume. Weiterhin dehnten sich Matten und etwas Aderland aus, magerer, geiziger Boden, der nichts umsonst gab und sich auch die kleinste Frucht mühsam abringen ließ. Ins freie Land hinab, das man hinter einem Einschnitt des Waldes ahnte, führte ein schmaler Fahrweg. Er lag mit dem dämonischen Bach in beständiger Fehde und war im Frühjahr nach der Schneeschmelze stets übel zugerichtet.

Den Tobelhof bewohnten seit Menschengedenken die Schollenberger, rechtschaffene, durch das Leben in der Einsamkeit etwas schrullig gewordene, in sich gefehrte Bauern, die immer spät zum Heiraten kamen, weil sich nicht leicht ein Mädchen für den entlegenen Hof werben ließ, und die oft früh verwitweten; denn nur die auf dem Hof Geborenen und Aufgewachsenen ertrugen auf die Dauer die langen, strengen Winter, den rauhen Wind, der stets dem Bach entlang zog, das ewig gleiche Einerlei des Gehöftes und das wortfarge, kantige Wesen der Tobelhofleute.

Gewöhnlich befanden sich auf dem Hof auch eine oder

zwei alte Jungfern, Schwestern des Bauern, die in der Einsamkeit sitzengeblieben, gleichsam von Natur und Liebe verschmährt und vergessen worden waren. Faßte ein Mädchen nicht früh den Entschluß, im Dorf oder in der Stadt Dienst zu suchen, so war ihm ein lediges Alter gewiß.

So war es auch zuletzt um den Hof bestellt. Hans Schollenberger, der Tobelhans, wie man ihn schlechtweg nannte, hatte seine Frau schon vor Jahren verloren und haushaltete nun mit seiner Schwester Grite und zwei Kindern, die wenig über zwanzig waren. Er konnte, wie er so saß, die drei durchs Fenster sehen; sie standen mit Hacken im Kartoffelader, in einer Reihe, wandten keinen Blick vom Boden und ließen keine Silbe fallen; auf dem Tobelhof galt von alters her die Regel: Lange Arbeit, kurze Worte.

Der Tobelhans sah zu ihnen hinüber und überlegte, was sie wohl zu dem Briefe sagen würden. Soll ich den Handel überhaupt dem Familienrat vorlegen? fragte er sich. Es war nicht seine Art, sich von andern in seine Entscheidungen reden zu lassen, aber hier handelte es sich nicht nur um sein selbstwilliges Gutdünken, sondern um die Zukunft seiner Kinder, das fühlte er, und so entschloß er sich endlich, sie ins Vertrauen zu ziehen. Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in seine Westentasche und ging dann auf den Acker, wo er sich wortlos mit seinem Gerät in die Reihe stellte. Eine geraume Weile vernahm man nichts als den kräftigen, mannigfaltigen Schlag der Hacken, die bald dumpf pochten, bald schrill ausschrien und schalten, je nachdem sie auf weichen Grund oder auf Steine trafen.

Endlich unterbrach Grite das Schweigen, ohne jedoch von der Arbeit aufzusehen: „Der Briefträger war da?“

„Ja“, gab der Bauer zurück.

„Er muß einen langen Brief gehabt haben.“

„Wieso?“

„Wenn man über eine Stunde daran zu lesen hat.“

„Man kann auch an einem kurzen Brief lange lesen“, entgegnete er bedeutsam.

„Selb schon“, warf die Tochter Pauline ein, deren Nase sich vor Neugier am liebsten zu einem Karststiel ausgewachsen hätte; „selb schon, es kommt drauf an, wie man lesen kann.“

Der Vater hatte für solchen Scherz heute kein Verständnis, er warf der Tochter einen strengen Blick zu und machte sich dann an der Scheidefurche so zu schaffen, daß er den andern den Rücken zutehrte. Das sollte heißen: Auf diese Art bringt ihr nichts aus mir heraus.

Wieder ließen die vier ihre Hacken reden, bis endlich Grite losbrach: „Mit dir ist's nicht mehr auszuhalten, du wirfst jeden Tag wunderlicher und wüster! Schaffen kann man für dich, bis man lahm wird, aber ein gutes Wort gönnst du einem nicht! Man würde meinen, es kämen dir lauter Taler oder Zuckermanteln zwischen den Zähnen heraus.“

Auf diese Weise ließ der Tobelhans schon eher mit sich reden, denn auf Zartheit des Ausdrucks gab er wenig, man mußte ihm zeigen, daß man auf seine Worte gespannt war, daß man nach ihm schaute, wie die Häuser nach dem Kirchturm, das stimmte ihn gütig.

„Nur immer grobhölzig!“ knurrte er Grite an und fuhr dann nach einigem Räuspfern fort: „Ihr verdient zwar nicht, daß man euch etwas sagt, aber gleichviel, kommt her und lest!“

Er zog das Papier aus der Tasche und reichte es seinem Sohn Heinrich, der den Inhalt etwas mühsam verkündete. Er las, wie er haßte. Als er zu Ende war, entstand eine große Stille; und als man sich zum Reden entschloß, hatte man sich in drei Lager geschieden. Die beiden Kinder standen eng zusammen, ihnen gegenüber postierte sich Grite, hoch aufgerichtet, etwas abseits neigte sich der Vater über seine Hacke, unschlüssig, mit wem er sich verbünden sollte. Das war wie von ungefähr so gekommen.

Die Tochter sagte: „Das ist viel Geld! Achtundzwanzigtausend Franken!“

Der Sohn stimmte ihr zu: „Damit ließe sich anderswo etwas Schöneres kaufen.“

„Was“, rief Grite gereizt, „ist euch der Tobelhof nicht mehr gut genug?“

„Ruhig Blut“, unterbrach sie der Tobelhans mit seiner tiefen Stimme, „die Sache will vernünftig überlegt sein.“

„Ich brauche nicht zu überlegen“, entgegnete Grite, „hier bin ich geboren, hier will ich sterben.“

„Und ich will gerade nicht hier sterben!“ lachte Pauline, die, ohne es merken zu lassen, von der Sehnsucht nach dem Manne geplagt wurde und dahin strebte, wo Menschen waren.

„Meinst du, es sei eine Schande, hier zu sterben?“ brummte der Vater aus seinem dichten Bart hervor.

Heinrich dagegen sprach wie zu sich selber: „Ich hätte nie gedacht, daß wir für diese Einöde so viel Geld bekämen. Dafür kann man sogar am See ein Gut haben.“

In Grite kochte es über: „Die Undankbarkeit! Einöde! Eßt ihr denn das Brot nicht, das auf dem Tobelhof wächst? Und die Kartoffeln und Äpfel und Birnen? Wir, ich meine den Vater und mich, haben nun ein ganzes Leben lang auf dem Gut geradert wie Tiere, jeder Fleck Erde ist in gutem Stand, jeder Winkel ausgenutzt, im Stall steht schönes Vieh, und das soll nun verkauft — nein, nicht verkauft, ersäuft soll es werden! Das kommt mir gottsträflich und sündhaft vor, und auf euer leichtfertiges Gerede möchte ich am liebsten mit dem Handrücken antworten.“ Die alte Jungfer war, wie sie das hervorstieß, auf die Behen gestanden, um recht von oben herab zu sprechen.

„Du hast recht, Grite“, sagte der Bauer beschwichtigend, „und die Jungen haben auch recht. Alles Tuch hat zwei Seiten, man muß sehen, welche man herauskehrt. Doch nun rührt die Hacken wieder, mit Reden wird der Acker nicht sauber. Das Nachdenken soll euch nicht verwehrt sein.“

Die Hacken gingen wieder auf und ab, aber nicht so einträchtig wie zuvor. Der Tobelhans arbeitete wie sonst, vielleicht etwas bedächtiger, Grite dagegen verdoppelte ihren Eifer und schien bei jedem Streich auf Steine zu treffen, während die Hacken der Jungen kraftlos, fast träumerisch ihr Werk taten und eher mit den Erdschollen spielten, als sie zerklügelten. Wozu sich mühen, da ja doch der Hof unter Wasser gesetzt wurde?

Nach dem Abendessen wurde der Brief wieder hervorgezogen, und nun prallten die Meinungen noch heftiger aufeinander. So ging es ein paar Wochen lang Tag für Tag, die ruhigen, schweigsamen Tobelhofleute waren auf einmal leidenschaftlich und beredt, eine so ernste Frage war ihnen noch nie gestellt worden, alle waren sich bewußt, daß sie vor einer großen Wende standen und daß es um das Glück ging. Die Kinder hielten fest zusammen, wie aneinandergeschraubt, sprachen sich hinter Büschen und Hecken wie Verschwörer aus und verbanden sich trotzig gegen die Tante, die aus den hohen Löhnen nicht mehr herauskam. Grite wurde von Tag zu Tag dürrer und spitzer, folgte dem Tobelhans überall nach, schwakte wie eine Elster auf ihn los und fand zuweilen Worte, die einer Prophetin anständig gewesen wären. Der Bauer sprach am wenigsten, denn er litt am meisten unter der Schwere des Entschlusses, die Seelen der Schwester und der Kinder hausten in ihm vereinigt. Der Gang des sonst so steifnackigen Mannes war schleichend, seine Rede unsicher, sein Blick mißtrauisch geworden. Das viele Geld, die Aussicht auf einen fetten Hof und auf leichtere Arbeit lockten ihn weg; die Lehmschollen aber, aus denen er herausgewachsen war, wurden zu Händen, die sich um seine Füße klammerten und ihn festhielten. Er ging zu Verwandten, die er da und dort im Lande hatte; alle rieten ihm, den Handel abzuschließen, er müßte nicht bei Sinnen sein, wenn er nicht zugriffe, erst später werde er einsehen, wie wohl es der Zufall mit ihm gemeint habe. Er hörte zu und dachte in seinem grauen Kopf: Ich mag's entscheiden, wie ich will, es wird eine Wendung zum Schlimmen nehmen.

An einem Sonntagnachmittag kamen ein paar Gemeinderäte auf den Hof, sahen sich alles genau an und setzten sich dann zu dem Bauern in die Stube. Sie trugen alle dunkle Kleider und brachten breite schwarze Schatten herein. Ihre Gesichter aber glänzten vor Menschenfreundlichkeit. Was er zu tun gedente, fragten sie ihn.

Der Tobelhans fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schaute ins Unbestimmte; er hatte seine Antwort immer noch nicht bereit. Da er schwieg, ergriff Grite die Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten; aber der Zorn kam ihr gleich so broddendick zum Hals heraus, daß sie fast daran ersticke und, um nicht in Schluchzen und Geheul auszubrechen, die Stube verließ. Nun begannen die Gemeinderäte, von den Kindern mit hingeworfenen Worten, tiefen Atemzügen und sprechenden Bewegungen unterstützt, dem Tobelhans den Kopf einzurichten und die Schrauben anzuziehen; denn der Gemeinde lag viel am Zustandekommen des Kraftwerkes.

„Dein Haus ist haufällig“, sagten sie zu ihm, „seit hundert Jahren ist kein Flid und Fleck daran gemacht worden. Sieh nur den Stubenboden an, er ist fast durchgelaufen, und so ist die Treppe und alles, abgebraucht und morsch, das ganze Haus schreit nach dem Zimmermann,



Rich. Kissling: „Eine Mutter dankt ihrer Wohltäterin“. Grabrelief für Frau Prof. M. T.-B. Friedhof Hohe Promenade, Zürich.

dem Schreiner und Maurer. Du wirst ein paar tausend Franken an die Hütte wenden müssen. Ist es nicht schade um das teure Geld? Auch den Garten hättest du schon lange durch eine Mauer gegen den Bach schützen sollen; tußt du's heuer nicht, so liegt er übers Jahr bei uns im Tal drunten. Denk' auch an deine Kinder; sollen's die nicht ein bißchen leichter haben als du? Sollen sie einmal sagen, wenn du längst unterm Boden bist: Wäre der Vater nicht so verriegelt gewesen, so lebten wir wie die Maus im Kornfeld! Und vergiß eins nicht: der Stausee ist längst beschlossen; gibst du dein Land nicht freiwillig, so kommt Zwang und Prozeß und Advokatengeschmeiß.“

Das machte am meisten Eindruck auf ihn; er fühlte, daß der Handel sich nicht mehr abwenden ließ, daß alles Sträuben umsonst war, der Mut verließ ihn vor dem Kampf mit dem Unabwendbaren. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Prozeß geführt und empfand ein Grauen vor Advokaten. Und dann die Rücksicht auf die Kinder!

Als die Herren am Abend gingen, drückten sie ihm die

Hand mit besonderer Wärme, und als sie im Walde waren, veränderten sich auf einmal ihre Stimmen, jedes ihrer Worte schien zu lachen. Sie hatten ihm einen Brief aufgesetzt, und er hatte ihn unterschrieben, der Hof war so viel wie verkauft.

Man wollte die Abmachung vor Grite geheimhalten, aber die Kinder konnten ihre Freude nicht verbergen; noch am gleichen Abend platzte die Wahrheit heraus. Nun kehrte der Unfriede erst recht im Tobelhof ein, Grite spielte die Hintergangene, Aufgeopferte, nannte die andern Verräter und fand des Scheltens und Anklagens kein Ende. Alle wichen ihr aus, besonders der Bauer. Der Hof schien durch ihren Mund zu seinem Gewissen zu reden, er hörte das Wort Verräter so oft, daß es sich in seine Seele einfräß und ihn überall quälte und anklagte. Um den Vorwürfen auszuweichen, ging er nun fast täglich fort, Schritt von Dorf zu Dorf und erkundigte sich nach käuflichen Gütern. Jeden Tag sah er sich ein anderes an; keines wollte ihm gefallen, sie waren entweder zu groß oder zu klein, zu schlecht unterhalten oder zu stark zerstückelt, zu tief im Dorfe drin oder zu nah an der Stadt, und immer zu teuer. Saß er abends müde, verdrossen und wortkarg zu Hause am Tisch, so stichelte Grite: „Gelt! einen Hof verkaufen kann jeder Narr, wenn man aber einen kaufen will, darf man nicht Tobelhans heißen! Was gilt's, du kaufst noch den Speck bei den Mäusen!“

Endlich glaubte er in Nesselbach etwas Rechtes gefunden zu haben, drei Tage nacheinander brachte er auf dem Gute zu und schloß den Handel ab. Er meinte Freude in den Tobelhof zu bringen, aber die frohe Botschaft wurde mit kurzen, trockenen Aussprüchen entgegengenommen. Grite sagte: „Ich will den Kram erst selber sehen!“ Heinrich brummte etwas vom See, und Pauline meinte schnippisch, man nenne die Nesselbacher „Mölsche“, der Vater habe sich da keinen hübschen Namen gekauft.

Tags darauf ging der Vater mit den Kindern nach Nesselbach und erlebte ein großes Mundverziehen und Nasenrumpfen. Pauline erklärte rundweg, sie ziehe nicht in das Nest, sie habe sich schon lange vorgenommen, in der Stadt einen Platz zu suchen, jetzt sei der Entschluß fest.

Als die drei mißmutig nach Hause kamen, empfing sie Grite mit geheimnisvoller Miene und führte sie in die Nebenstube, wo auf dem Tischchen Bankscheine und Goldstücke aufgeschichtet waren. Das Geld für den Hof war an dem Tage gebracht worden. Der Bauer überzählte es laut, die andern sahen ihm mit aufgerissenen Augen zu und zählten nach. Dann saßen sie lange einander schweigsam gegenüber und brüteten vor sich hin. Die Kinder hatten rote Köpfe.

Grite sprach zuerst und setzte alle in Erstaunen. „Wer so viel Geld hat, ist ein Herr“, sagte sie prozig. Seit der Bote dagewesen, hatte sie vor dem Geld gefessen, es von einer Hand in die andere gelegt, aufgeschichtet und wieder gezählt und sich daran berauscht. „Hättest du nicht so früh losgeschlagen“, fuhr sie spitzig fort, „sie hätten dir noch mehr gegeben; aber freilich, die Grite fragt man nie.“ Innerlich billigte sie nun den Handel, das Geld hatte sie umgestimmt, bestochen, aus dem Hof möchte nun werden was wollte.

„Wenn wir nur das Haus in Nesselbach nicht hätten!“ warf Heinrich ein, und Pauline murmelte vor sich hin: „Hätt' ich doch meinen Teil von dem Geld! Wer das Geld hat, hat die Wahl!“

Der Tobelhans reichte jedem ein Goldstück als Trinkgeld und gab ihnen dann zu verstehen, daß er allein sein möchte.

Als sie gegangen waren, stieß er das Geld von sich und sagte dumpf: „Nun bin ich heimatlos.“ Ihm war, zum erstenmal verstehe er das Wort Heimat. Er war aus dem Hof hervorgewachsen wie der Nußbaum aus dem Baumgarten, das Korn aus dem Acker, das Gras aus der Wiese. All seine Kraft, all sein Denken und Tun, all sein Leben hatte er aus diesem Boden gezogen wie vor ihm sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater. Er gehörte zu diesem Boden und war ein Teil davon, die Trennung war eine Torheit, ein Verbrechen, eine Sünde gegen sein Leben.

Was konnte ihm Nesselbach sein! Das würde nie eine Heimat abgeben, das blieb totes Land. Mit dem Tobel verband ihn eine Art Verwandtschaft, der Hof hatte etwas wie eine Seele, und nun war diese Seele verkauft, dem Tode verschachert.

„Oh, daß ich den Handel einging!“ seufzte er. „Ich hätte um meinen Hof streiten sollen, wie ein Volk für sein Land streitet, mit Nägeln und Zähnen, und ich habe mich übertölpeln lassen! Ich bin es nicht mehr wert, eine Heimat zu haben.“
(Fortsetzung folgt.)

Das Blumenbeet.

Von Wolfgang v. Goethe.

Das Beet, schon lodert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut,
Smaragden feimt es
Und feimt wie Blut.
Brimeln stolzieren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen,
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt!

Der Mutter Vorbild.

Von Alfred Hugenberg.

Es war ein klarer Sommermorgen; die Sonne stand noch nicht hoch über dem Morgenwald, als wir dem sauern Tagwerk Aug in Aug gegenüberstanden. Auf dem Aehrenmeer machte ein leiser Wind kleine zierliche Wellen. Die Mutter wehte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

O Gottesname ag'fange,
Well Gott, daß mer gern ufhörid!